

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 23

Artikel: Zum 50. Todestag Eduard Mörikes
Autor: Gasser, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641929>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zum 50. Todestag Eduard Mörikes.

(4. Juni 1925.)

Bereits ist ein halbes Jahrhundert seit dem Tode Eduard Mörikes verflossen, doch sein Dichtergeist lebt und



Zum 50. Todestage des Dichters Eduard Mörike. — Portrait des Dichters Eduard Mörike.

wirkt in vielen Herzen. Ueber irdischen Verfall hinaus blüht das Werk und spendet Glanz und Kraft wie ein junger Frühling.

Der Dichter wurde 1804 zu Ludwigsburg geboren. Der Vater war durch seine Praxis als Oberamtsarzt stark in Anspruch genommen, so daß die Erziehung im wesentlichen der Mutter zufiel, die eine begabte Frau war. Wie der ältere Bruder Karl durch Vorbild und Beistand erzieherisch wirkte, so die Schwester Klärchen durch Liebe und Anhänglichkeit. Beim Knaben deuteten sich früh Züge seines Wesens an, die blieben und Mensch wie Dichter bestimmten: im Neukeren Frische und Frohmut, daneben Besonnenheit und tiefe Schwermut. Kein Wunder, daß er ein schlechter Schüler war. Als ihm im 13. Jahre der Vater starb, zog er zu seinem Oheim nach Stuttgart und besuchte dann die Klosterschule in Urach. Von diesem Urach, wo er den Pfarrer Hartlaub und den Schwaben Wilh. Waiblinger zu Lebensfreunden gewann, erzählt uns ein Gedicht („Besuch in Urach“).

Trotz schlechten Examens zog er 1822 ins Tübinger Stift ein, wo er in Ludwig Bauer einen neuen Freund gewann, den Miterfinder des Märchenlandes Drp'id. Entscheidender wurde die Liebe zu der Schweizerin Maria Meier, einer geborenen Winterthurerin. Die geheimnisvolle Fremde, die 6 Jahre älter war als der Dichter und manches Pathologische an sich hatte, nahm ihn durch Sinnenreiz und rätselhaftes Wesen völlig gefangen. Aus ihrem Wiederbild in der Zigeunerin Elisabeth, vor der der Held des Romans „Maler Nolten“ vernichtet niedersinkt, mag man ihre verhängnisvolle Macht erkennen; die im Roman eingelegten Peregrinalieder, besonders das fünfte, zeigen, was es den Dichter kostete, diese Liebe zu überwinden. Er spricht zu der Verstoßenen und in der Einbildung Wiedergefundenen:

Doch weh! o weh! was soll mir dieser Blick?
Sie küßt mich zwischen Lieben noch und Hassen,
Sie kehrt sich ab und kehrt mir nie zurück.

Hatte mit diesem Ereignis seine Poesie ihren Anfang genommen, so begann jetzt für den Vikar Mörike die mühselige, achtfährige Pilgerfahrt nach einer festen Stellung. Ein Versuch, als Journalist zu arbeiten, enttäuschte ihn und

die Liebe zu der Pfarrerstochter Luise Rau, die er 1829 kennen lernte, endete mit Auflösung der vierjährigen Verlobung, da Mörikes Stellung der Mutter zu unsicher war und Luise für die Gewissenstämpfe des jungen Pfarrers zu wenig Verständnis aufbrachte. In dem 1832 erschienenen Roman „Maler Nolten“, den er im Sommer 1830 begonnen, fand Luise ihr Abbild.

Erst als 30jähriger kam Mörike in sichere Stellung nach Cleverfulzbach (unweit Heilbronn). Nach glücklich überstandenen Zeremonien fand er hier mit der Mutter, der inniggeliebten Schwester Klärchen und seinem Tierpark ein freundliches Asyl bei den braven Bauern, die den pfarrherrlichen Salat so sehr zu schätzen wußten wie ihr Seelsorger die selige Muße. Hier entstanden seine „Gedichte“ (1838), denen er vor allem seinen Namen verdankt. Mit Hartlaub, Justinus Kerner, David Friedrich Strauß und Hermann Kurz hatte er freundschaftliche Beziehungen. Allzu intim durfte er seiner zarten Nerven wegen nicht werden; ängstlich besorgt hat er Kurz fast zurückgestoßen. 1841 starb seine Mutter und bald darauf stellte ihm das Konistorium die Wahl, entweder ohne Vikar zu amten oder sich pensionieren zu lassen. Mörike wollte wenigstens versuchen, das Amt zu halten, mußte aber 1843 in den Ruhestand treten. Er zog vorerst mit Klärchen zu Hartlaub nach Wertshausen.

Im Bad Mergentheim machte Mörike Bekanntschaft mit Margarethe Speeth (Gretchen), einer Katholikin, die durch Abhalten von „Zeremonien“ in seinem Haus seine evangelische Gesinnung verdächtig machte, ja selbst zeitweisen Bruch mit Hartlaub herbeiführte. Trotzdem kam es 1851 zur Heirat mit Gretchen nach dem finanziellen Erfolg der „Idylle vom Bodensee“ und nachdem der Dichter am Katharinenstift in Stuttgart gegen festen Gehalt zum Vortragen deutscher Literatur verpflichtet worden. Die Herausgabe des „Stuttgarter Huhelmännchens“ (1853) brachte brieflichen Anschluß an Theodor Storm, es folgte ein Besuch von Friedrich Heibel und 1863 die Bekanntschaft mit dem Maler Moriz Schwind, der Gedichte und die im Huhelmännchen eingelegte „Historie von der schönen Lau“ meisterhaft illustrierte. Die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ (1855) brachte Mörike weithin Anerkennung; Henje und Kurz druckten die Novelle ab. Die letzten Jahre hat sich der Dichter noch mit der längst geplanten Umarbeitung des „Maler Nolten“ abgemüht, ohne zu Ende zu kommen damit. Unglückliche Eheverhältnisse mußten dem Dichter den Rest des Lebens verbittern. Das Einvernehmen zwischen Klärchen und Gretchen schwand, sobald Gretchen Gattin war; die Lage wurde mehr als unerquicklich. Mörike floh, nachdem ihm selbst die Stelle in Stuttgart zu schwer geworden, mit seiner Schwester zu Hartlaub und trennte 1873 seine Ehe mit Gretchen, die die ältere Tochter Fanny zu sich nahm, ihm die jüngere Marie überlassend. Allein und verlassen erlebte der Dichter seinen 70. Geburtstag und am 4. Juni 1875 verstarb er in Stuttgart, nachdem er sich auf dem Totbett mit seiner Frau ausgesöhnt.

Das äußere Leben Mörikes, ohne große, krisenhafte Erlebnisse, ist ein getreuer Ausdruck der stillen Persönlichkeit des Dichters. Wenn Goethe, „der Unmensch ohne Raft und Ruh“, wie er sich gelegentlich nannte, sich vom himmelstürmenden Titanentrog des Prometheus zur elysischen Reinheit der Iphigenienstimmung durchgerungen hatte, so war Mörike schon früh die freundliche, herzliche Kraft der Mitte gegeben, um die ein „Gebet“ den Schöpfer bittet:

Wollest mit Freuden
Und wollest mit Leiden
Mich nicht überschütten!
Doch in der Mitte
Liegt holbes Bescheiden.

Von dieser Mitte aus erschließt sich ihm klar und sicher die Welt der Gegenstände; liebevoll und aufrichtig horcht er auf den Schlag des Herzens.

Sein prosaisches Hauptwerk, der Roman „Maler Nolten“, dessen 2. Fassung von Julius Kläiber beendet wurde, wird in der Reihe der Bildungsromane, die mit Goethes „Wilhelm Meister“ beginnt, immer seinen Platz behaupten. Die Elemente des Geheimnisvollen, Mystischen, die Rolle des Schicksals, sowie die große Zahl der eingelegten Lieder (50) weisen auf die Romantik, etwa auf Tiecks „Sternbald“ hin, ebenso das Malermotiv, das dann Gottfried Keller im „Grünen Heinrich“, der ebenfalls zwei Fassungen hat, neu aufnahm.

Ausgesprochenen Märchenstil haben unter seinen kleinen Erzählungen „Der Bauer und sein Sohn“, Kellers Entzücken, dann das „Stuttgarter Hühnermännchen“ mit der eingelegten Wundererzählung von der Donaunixe Lau, und „Der Schak“ im Hoffmannstil. Erzählend ist noch „Lucie Gelmeroth“ und „Die Hand der Secerte“; die „Idylle vom Bodensee“ ist eine epische Verserzählung wie Bossens Idyllen. Ein Meisterwurf ist Mörike mit der Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ gelungen; von einem humorvollen Reiseerlebnis ausgehend, weiß er ein ganzes Lebensbild Mozarts zu vermitteln. Die feine Schalkhaftigkeit und Zopfigkeit der Zeit wird mit köstlichen Prägungen getroffen; gewaltig berühren uns die Schauer der „Don Juan“-Musik und die Todesahnung des lebendigsten aller Meister.

Als Dramatiker hat sich Mörike nicht bewährt. „Der letzte König von Orplid“, eingelegt im Nolten, ist nur in den humoristischen Szenen befriedigend. Der 1902 vom Mörike-Biographen Harry Maync herausgegebene Operntext „Die Regenbrüder“ ist unbedeutend. Mörikes Uebersetzungen aus Theophrast und Anacreon sind anerkannt.

Mörikes eigentliches Gebiet ist die Lyrik, für die ihm eine Breite und Vielfältigkeit des Gestaltens und eine Bildung des Gefühls zur Verfügung steht wie keinem seit Goethe. Neben den Peregrinaliedern in ihrer schmerzgeborenen Schönheit schuf er die großen Verse „Am Mitternacht“ (Gelassen stieg die Nacht ans Land), das wundervolle Sehnsuchtslied „Im Frühling“ und die „Herbstfeier“ in der feierlichen Strophe Schillers und Hölderlins. Die Ballade (Der Feuerreiter, Die traurige Krönung, Die Geister am Mummelsee, Der Zauberleuchtturm u. a.) meistert er so gut wie das Volkslied (Das verlassene Mägdlein, Ein Stündlein wohl vor Tag, Schön-Rohrtraut, Der Tambour). Herzerquickende Frische hat die „Fuhreise“ (Am frischgeschnittenen Wanderstab), edelste Grazie und allen Jubel der Seele „Der Gärtner“, beide neben vielen andern von Hugo Wolff vertont. Die Idylle „Der alte Turmhahn“ ist von einer wahrhaft göttlichen Gemütlichkeit, und die Schelmerlei, die in so vielen Gedichten spukt (Effenlied, Nixe Binlesfuß, Begegnung, Storchentrostschaf, Lose Ware und die Parodie von Goethes „Schäferlied“ in „Lammwirts Klage“), erhebt sich in einzelnen Stellen des „Märchens vom sicheren Mann“ und in den Hexametern von den gebratenen Schweinsfüßen zu gigantischen Wirkungen.

Gottfried Keller, ein begeisterter Verehrer von Mörikes Kunst, der im Briefwechsel mit Storm manch schönes Wort über den Schwaben gesprochen hat, nannte ihn „den Sohn des Horaz und einer feinen Schwäbin“ und hat damit treffend bezeichnet, was die Gedichte Mörikes in ihrer Gesamtheit bedeutend macht: die Vereinigung des geschuldesten Kunstverständnisses mit einer feinen Triebhaftigkeit. Daß wenigstens Einer der Unsrigen den Genius Mörikes erkannt hat, mag uns wie ein Dank erscheinen für das erhabene Gedicht „Am Rheinfall“, das der Dichter uns geschenkt hat: Halte dein Herz, o Wanderer, fest in gewaltigen Händen! Mir entstürzte vor Lust zitternd das meinige fast

Dr. E. Gasser.



Zum 50. Codestag des Dichters Eduard Mörike. — Mörikes Geburtshaus in Ludwigsburg.

Die Historie von der schönen Lau.

Von Eduard Mörike.

Der Blautopf ist der große runde Kessel eines wunderbaren Quells bei einer jähen Felsenwand gleich hinter dem Kloster. Gen Morgen sendet er ein Flüsschen aus, die Blau, welche der Donau zufällt. Dieser Teich ist einwärts wie ein tiefer Trichter, sein Wasser ist von Farbe ganz blau, sehr herrlich, mit Worten nicht wohl zu beschreiben; wenn man es aber schöpft, sieht es ganz hell aus in dem Gefäß.

Zu unterst auf dem Grund saß ehemals eine Wasserfrau mit langen, fließenden Haaren. Ihr Leib war allenthalben wie eines schönen natürlichen Weibes, dies eine ausgenommen, daß sie zwischen den Fingern und Zehen eine Schwimnhaut hatte, blühweiß und zarter als ein Blatt von Mohn. Im Städtlein ist noch heutzutage ein alter Bau, vormals ein Frauenkloster, hernach zu einer großen Wirtschaft eingerichtet, und hieß darum der Nonnenhof. Dort hing vor sechzig Jahren noch ein Bildnis von dem Wasserweib, trotz Rauch und Alter noch wohl kenntlich in den Farben. Da hatte sie die Hände kreuzweis auf die Brust gelegt, ihr Angesicht sah weißlich, das Haupthaar schwarz, die Augen aber, welche sehr groß waren, blau. Beim Volk hieß sie die arge Lau im Topf, auch wohl die schöne Lau. Gegen die Menschen erzeigte sie sich bald böse, bald gut. Zuzeiten, wenn sie im Unmut den Gumpen übergehen ließ, kam Stadt und Kloster in Gefahr; dann brachten ihr die Bürger in einem feierlichen Aufzug oft Geschenke, sie zu begütigen, als Gold- und Silbergeschirr, Becher, Schalen, kleine Messer und andere Dinge, dawider zwar, als einen heidnischen Gebrauch und Götzendienst, die Mönche redlich eiferten, bis derselbe auch endlich ganz abgestellt worden. So feind darum die Wasserfrau dem Kloster war, geschah es doch nicht selten, wenn Vater Emeran die Orgel drüben schlug und kein Mensch in der Nähe war, daß sie am lichten Tag mit halbem Leib heraufkam und zuhörte, dabei trug sie zuweilen einen Kranz von breiten Blättern auf dem Kopf und auch dergleichen um den Hals.

Ein frecher Hirtenjung' belauschte sie einmal in dem Gebüsch und rief: „Hei, Laubfrosch! git's guat Wetter?“ Geschwinder als ein Blitz und giftiger als eine Otter fuhr sie heraus, ergriff den Knaben beim Schopf und riß ihn mit hinunter in eine ihrer nassen Kammern, wo sie den ohrmächtig gewordenen jämmerlich verschmachteten und verfaulenden lassen wollte. Bald aber kam er wieder zu sich, fand eine Tür und kam über Stufen und Gänge durch viele Gemächer in einen schönen Saal. Hier war es lieblich, glusam